

Sie ziehen sich jedes Mäntelchen an

„Der Sekretär“: Thomas Gatzemeier hat seinen ersten Roman vorgelegt

Was wäre die Literatur ohne ihre Maler? Ohne die Dichter, die sich wie Goethe oder Strindberg dilettierend auf dem Gebiet der bildenden Kunst versuchten? Oder die Maler, die wie Gottfried Keller, Peter Weiss oder Günter Grass ihr eigentliches Medium im Schreiben fanden? Jetzt ist Thomas Gatzemeier hinzugekommen. Dass er etwas vom genauen Hinsehen (einer Grundbedingung ernsthafter Kunst) versteht, zeigt die Art, wie er in seinem Ersten, jetzt vorliegenden Roman Landschaften oder Innenräume schildert. Wer sein malerisches Werk kennt, fühlt sich bei einzelnen Passagen seines literarischen Debüts vielleicht an Gatzemeiers üppig figurative Szenen erinnert, die er in jüngster Zeit gemalt hat; so erwähnt er etwa bei der Beschreibung eines russischen Lustschlosses „lichte Deckenmalereien, die den Anschein erwecken, als beginne in der Kuppel des Treppenhauses direkt der Himmel, als könnten die drallen Engel mit ihren Posaunen jederzeit, laut schmetternd, den lieben Gott ankündigen“. Sogar die Biografie des Autors schimmert unmissverständlich durch seine malerische Beschreibung durch: „Auf dem vergilbten weißen Lack der Türen bildeten sich hässliche, kackbraune Schlieren von dieser Knetmasse, in die allabendlich die Fäden eingedrückt und mit der Petschaft, welche das Emblem der Deutschen Demokratischen Republik trug, versiegelt wurden.“ Gatzemeier hat in der DDR eine Lehre als Schrift- und Plakatmaler absolviert und hat als Steinmetzgehilfe gearbeitet, bevor er 1975 sein Studium an der Leipziger Hochschule für Grafik und Buchkunst begann; seine Lehrer waren Arno Rink und Volker Stelzmann. 1984 erhielt der junge Zeichner und Maler Ausstellungsverbot, zwei Jahre später wurde er ausgebürgert und kam nun nach Karlsruhe, eine Stadt, in der es immerhin schon zwei berühmte Söhne seines Geburtsorts verschlagen hatte: Erich Heckel, der in der Nachkriegszeit an der Kunstakademie lehrte, und Egon von Neindorf, der hier ein renommiertes Reitinstitut leitete. Beide sind – wie Gatzemeier – im sächsischen Döbeln geboren. Döbeln ist auch der Dreh- und Angelpunkt in Gatzemeiers Roman, der – darauf legt der Maler-Literat Wert – durchaus keine Autobiografie sein will. Dass da zwar manches, aber sicher nicht alles, auf eigenem Erleben beruht, merkt der Leser spätestens, wenn die Jugendgeschichte der Hauptperson einsetzt: Sieghart Paul, der sich mit 17 freiwillig zur SS meldet, weil er sein bisheriges Dasein satt hat. Er will raus aus der Enge seines Zuhauses, fort von den Erniedrigungen seines Vaters, weg von den Demütigungen seines Arbeitgebers, eines Fischhändlers, der ihn immerzu das kalte Getier ausnehmen lässt: „Das Gedärm nach rechts, mit der Scheffel in der Linken einen Schwung neuer Fische aus der Tonne hohlen, die dann klatschend auf den schweren, nassen Holztisch zu liegen kamen, das war seine Arbeit, damit verbrachte er den Tag.“ Die weiteren Geschehnisse nehmen etwa die Hälfte des Romans ein, der die Geschichte eines Mordes, aber kein Kriminalroman ist. Erzählt wird, wie Sieghart Paul seine erste Beförderung erhält, weil er rücksichtslos auf flüchtende KZ-Häftlinge schießt. Erzählt wird weiter, wie er und seine Kameraden in die Gegend von Smolensk verlegt werden, wie er sich zu einem Sondereinsatz überreden lässt, eine schwere Verwundung erleidet, in sowjetische Gefangenschaft gerät. Und schließlich erklärt sich auch der Untertitel des Buches: „Die Geschichte eines Opportunisten“ zeigt ihre ganze Abgründigkeit in dem Moment, als sich der ehemalige SS-Mann willig zum glühenden Verfechter des Sozialismus ummodelln lässt. Dann springt die Erzählung wieder in die DDR-Gegenwart Mitte der siebziger Jahre. Gatzemeiers Erstling zeichnet sich nicht nur durch (oft beklemmende, manchmal auch erheiternde) Detailbeobachtung aus – er steckt auch voller

bitterer Ironie. Am erschütterndsten zeigt sie sich in einem Kapitel, in dem deutlich wird, dass der junge Paul am Tod seines Hundes psychisch beinahe zugrunde geht – während ihn das Abmetzeln einer Gruppe von Juden völlig ungerührt lässt; selbstredend erhält der tote Kampfhund einen Eichensarg mit Schnitzwerk. Weniger grausam, aber nicht minder entlarvend die Szene mit einem informellen Mitarbeiter der DDR-Staatssicherheit, der sich mit einem Bericht über Dissidenten abmüht: „Abschließend hörten die Anwesenden kapitalistische Gitarrenmusik von einem sogenannten Jimi Hendrix. In dem Lied kam ein Watschtauer vor“. Der Song „All along the watchtower“ wird bei Gatzemeier zu einer Hymne des Widerstands und leitet das Ende des Romans ein, das ebenso abrupt wie gnadenlos kommt. Man mag diesen Schluss als gerecht empfinden, und doch lindert er nicht die schmerzhafteste Erkenntnis, die diese spannende und fesselnde Erzählung auslöst. Sie lautet: Die Schergen der Macht ziehen sich in Deutschland jedes Mäntelchen an.

Michael Hübl

Badische Neuste Nachrichten 26. Januar 2010